

# Als der Völkerfrieden noch Klassenziel war

Das Einfache, das schwer zu machen ist: „Atlas des Kommunismus“ von Lola Arias und Ensemble am Maxim Gorki Theater Berlin

Das Leben kann manchmal so unkompliziert sein: Ein Mensch stellt sich auf eine Bühne und erzählt eine Geschichte. Wenn sie gut ist und ansprechend präsentiert wird, hören andere gerne zu. Und wenn alles passt, gehen sie danach aufgewühlt, amüsiert, angeregt, jedenfalls irgendwie beschenkt auseinander. Eine klassische Aufführung ist das zwar nicht, aber wenn sich die Konstellation ein paarmal wiederholen lässt, es einen fixierten Text gibt und eine künstlerische Form gefunden wurde, könnte das Ganze sich schon eines der Zimmer im weitläufigen Haus des Theaters ausbitten – wie nun das Stück „Atlas des Kommunismus“. Entwickelt und uraufgeführt hat es Lola Arias gemeinsam mit ihrem eigens dafür angeheuertem Ensemble. Die argentinische Regisseurin gilt als Spezialistin für Projekte mit Laien, die anhand ihrer Biographien politisch-gesellschaftliche Zusammenhänge erschließen und beglaubigen können.

Diesmal hat sie am Maxim Gorki Theater Berlin acht ostdeutsche Personen zwischen acht und 84 Jahren versammelt, die

– bis auf die Schülerin Matilda Florczyk, die Jüngste – mit dem Begriff „Kommunismus“ aus eigener Erfahrung allerhand anzufangen wissen. Die Jüdin Salomea Genin (Jahrgang 1932) etwa floh mit ihren Eltern vor den Nazis nach Australien, wurde Kommunistin, übersiedelte in die DDR. Dort verdingte sie sich als IM bei der Stasi, um dem Land zu dienen, bis sie 1982 erkannte, dass ein Polizeistaat daraus geworden war, worauf sie sich vehement zur Oppositionellen wandelte. Die dreiundsiebzigjährige Monika Zimmering – jüdisch und kritisch – war eine vielbeschäftigte Simultandolmetscherin, ehe sie nach der Wende Arbeit und Zukunft verlor: „Ohne umzuziehen, lebte ich jetzt in einem fremden Land.“ Beide wuchsen in der Nachkriegszeit mit der Sehnsucht nach Völkerfrieden, internationaler Solidarität und antikapitalistischen Verhältnissen auf, die ihnen nach wie vor wünschenswert erscheinen, obwohl sie bezweifeln, dass sie je kommen werden. „Er ist das Einfache, das schwer zu machen ist“, wird in diesem Zusammenhang Ber-



tolt Brecht mit seinem „Lob des Kommunismus“ zitiert.

Merklich gebrochener bis distanzierter, dennoch hoffnungsvoll nähern sich die später Geborenen den Versprechungen von einer besseren Welt, wie Tucké Royale, Anfang dreißig, ein schwuler Puppenspieler aus Quedlinburg, die siebzehnjährige Schulabbrecherin Helena Simon, die sich als Fulltime-Aktivistin bezeichnet und sich für Flüchtlinge engagiert, die zweiundfünfzigjährige ehemalige Punk-Sängerin Jana Schlosser, die für ihre aufmüpfigen Songtexte eineinhalb Jahre im Gefängnis saß, und die Schauspielerin Ruth Reinecke mit jüdisch-kommunistischen Wurzeln, die seit 1979 fest am Maxim Gorki Theater engagiert ist und hier als einziger Bühnenprofi mitwirkt. Die aus Vietnam stammende Mai-Phuong Kolath indes kam als Gastarbeiterin 1981 nach Rostock in eine Großküche, heiratete einen Deutschen und blieb. Nach schlechten Erfahrungen mit Neonazis gründete sie einen Verein zum Schutz ihrer Landsleute. Sie unterrichtet heute als

Diversity-Trainerin auch Polizisten, die sie früher nicht schützen wollten, über interkulturelle Praktiken.

Zu Beginn eilen alle im entspannten Gänsemarsch auf die von Jo Schramm entworfene Bühne, die bald mittig ein Lamellenvorhang trennt, weil eben Deutschland einst getrennt war. Kameras informieren das Publikum, das auf zwei Tribünen rechts und links der Spielfläche sitzt, über das Geschehen auf der anderen Seite, Jens Friebe macht dazu Musik. Lola Arias verfügt über klug und schön austarierte Stilmittel, um die unterschiedlichen Erzählungen sinnlich und variabel aufzubereiten. Mal imitieren die Akteure im Playback Ansprachen von Walter Momper oder Willy Brandt kurz nach der Maueröffnung, mal singen sie alte und neue Lieder, und immer wieder spielen sie – mit FDJ-Halstüchern oder roten Fahnen, mit Biermann-Schnäuzer oder Schabowski-Stammeln – historische Szenen nach. Damit überwinden sie Raum und Zeit sowie die Handlungsebenen, stellen körperlich-direkte Verbindungen zur



Weltgeschichte her, die sie als Individualgeschichte erlebt haben, und sie träumen weiterhin von der Zärtlichkeit der Völker und einem Leben ohne Entfremdung, Konkurrenzkampf, Krieg.

Dieses empathisch-subtile dokumentarische Theater funktioniert bestens und spannend, ist interessant und kunstfertig gestaltet, fast nie pädagogisch, sondern oft ziemlich komisch. So lässt die Regisseurin das Ensemble über den Titel, der nicht ungeteilte Zustimmung findet, wie über den Sinn des ganzen Projekts, bei dem es auch Stimmungsschwankungen gibt, lästern. Und Ruth Reinecke ätzt zu Recht gegen das aktuelle aggressive Marketingkonzept, weil als touristisch rentables Label nur noch vom „Gorki“ die Rede sein darf – ohne „Maxim“ oder „Theater“. Lola Arias animiert demokratisch zur Freiheit des Denkens, huldigt herzlich ihrem souveränen Ensemble und legt mit ihm eine hinreißende Inszenierung auf den hellen, frischen Holzboden: als Tanzsieg über alle ideologische Schwerkraft. IRENE BAZINGER

